

Vom Wörterbuch und vom Sprachatlas der deutschen Schweiz

Autor(en): **Meyer, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **10 (1954)**

Heft 11

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Es bleibt mit dieser Abwehr im guten Recht, da ja bei uns in Sprachfragen das Territorialprinzip über dem Personalprinzip steht und stehen muß. Auf unsere Gedanken angewandt und in leichter verständlichen Worten ausgedrückt, heißt das:

die persönliche Sorge um das sprachliche Schicksal hat zu weichen vor der Gemeinforge.

Schwer ist der Gedanke für den Welschen in Bern, daß seine eigene Muttersprache in Kindern und Kindeskindern verlorengelut zugunsten des Deutschen; schwerer aber wiegt die bedrückende Aussicht des Deutschschweizers, daß nicht nur seine Muttersprache zum Niedergang verurteilt, sondern mit ihr auch die Zukunft der Heimat bedroht ist.

Vom Wörterbuch und vom Sprachatlas der deutschen Schweiz

Dr. Kurt Meyer

In dieser Festtagsnummer der Zeitschrift des Deutschschweizerischen Sprachvereins darf auch die Wissenschaft nicht fehlen, die sich mit der deutschen Sprache in der Schweiz befaßt, und zumal deren zwei größte Werke, die, aus Liebe zu unserer engsten Muttersprache und zur Wissenschaft begründet, mit großer Hingabe, oft unter Hindernissen gefördert, schon heute unerschöpfliche Quellen nicht nur eben für die Wissenschaft, sondern für das Wissen von der Sprache (unserer Sprache!) im weitesten Umfang bilden.

*

Wie das Schweizerdeutsche Wörterbuch (das „Idiotikon“) sein riesiges, größtenteils noch im letzten Jahrhundert gesammeltes Wort-

gut sorgfältig, alle faßbaren Laut- und Bedeutungsabschattungen beachtend und wenn nötig erörternd, aufarbeitet und damit erst eigentlich für die Forschung bereitstellt, davon hat unser Obmann den Zürcher Mitgliedern verschiedentlich lebendige Kostproben gegeben, die zum Teil auch gedruckt im „Sprachspiegel“ erschienen sind. Möge er das noch oft tun, uns zur Belehrung und Freude und der noch immer viel zu wenig bekannten Sache des Idiotikons zum Nutzen! Hier, in diesem Festheft, reizt es uns — Jahrestage laden ja dazu ein, zurück- und vor auszudenken —, einmal zu überlegen, worin denn eigentlich der besondere Wert dieses Wörterbuches, oder vielleicht richtiger gesagt: des in ihm gespeicherten Wortguts, liegt.

Schon oft ist darauf hingewiesen worden, daß bei uns Sprachgut erhalten geblieben ist, dem wir sonst nur in den ältesten Quellen der deutschen Sprache begegnen oder das sonst nur in irgendeiner andern äußersten Ecke des Deutschen, des Germanischen oder sogar nur außerhalb desselben irgendwo im indogermanischen Bereich noch lebt. So lassen sich zum Beispiel Listen von Wörtern zusammenstellen, die das Schweizerdeutsche mit dem Englischen oder dem Holländischen oder den skandinavischen Sprachen gemeinsam hat, während sie dem Schriftdeutschen und wohl auch dem größten Teil der deutschen Mundarten fehlen. Doch unsere Mundarten sind keineswegs nur deswegen wertvoll und beachtenswert, weil sie viel Altes bewahren, sie sind auch höchst lebendig *schöpferisch*. Schweizerdeutsch ist nicht nur fortlebendes Alt- oder Mittelhochdeutsch, sondern etwas ganz Eigenes, und auch in sich wieder nichts Einheitliches, sondern in mannigfaltige Untergruppen von ganz besonderm Charakter gegliedert; man stelle doch nur einmal im Geiste Berndeutsch neben Appenzellerisch, Bündner oder Walliser Mundart neben baslerische! Im Idiotikon treffen wir immer wieder auf Wörter oder Wendungen, die unverwechselbar schweizerisch (oder bernisch, bündnerisch usw.) sind, und zwar nicht nur deshalb, weil sie zufällig sonst nicht vorkommen, sondern weil sie entscheidend von unserm Wesen geprägt sind. Man müßte zum Beispiel einmal versuchen, den Gehalt und den Dunstkreis unseres schweizerischen Wortes „heimelig“ dem des gemeindeutschen „gemütlich“ gegenüberzustellen: sie berühren sich ohne sich zu decken, und beide sind für ihren Sprachkreis bezeichnend und letztlich unübersetzbar.

Wesentliche Charakterzüge unserer Mundarten lassen sich unter dem Begriff der „V o l k s s p r a c h e“ fassen, den wir in Gegensatz stellen zur Buch- und Gebildeten Sprache. Hieher gehört etwa die S a c h n ä h e — Realistik könnte man geradezu sagen — ihrer Bezeichnungen. Für die Dinge, Tätigkeiten und Verhältnisse des tätigen, täglichen Lebens hat die Mundart kurze, genau sitzende Ausdrücke, während sich die Schriftsprache, der diese Sachen vielmal zu gewöhnlich und unwichtig sind, mit Umschreibungen, Zusammensetzungen und dergleichen „Ersatz“ behilft. Man vergleiche etwa tische — den Tisch decken; gaume — Rinder (oder: das Haus) hüten; gartne — im Garten arbeiten, den Garten besorgen; überufe gaa — sich ins obere Stockwerk (des Hauses) begeben. Oder wieviel genauer, enger und dichter ist etwa „teig“ gegenüber „weich“ (von überreifem Obst, oder eigentlich nur von Birnen, von Äpfeln sagt man ja schon wieder anders: „möltsch“!). Umgekehrt ist dann selbstverständlich in den weiten Bereichen des Literarischen und Wissenschaftlichen und der verfeinerten Kultur die Schriftsprache an Wörtern und sonstigen Ausdrucksmöglichkeiten weit überlegen; dies sei nicht verschwiegen.

Weiter wollen wir nur noch einen Punkt kurz antönen, und zwar die fast ungehemmte B e w e g u n g s f r e i h e i t der Mundart, auch im Spielerischen. Man sollte einmal zusammenstellen, wie viele Bezeichnungen zum Beispiel für „Mund“ es in einer einzelnen Mundart und in allen Mundarten zusammen gibt (Maul, Gosche, Schnöre, Loch, Tännstor, Gfrääß, Läff, Chlappe, Gesele, Waffle usw.) oder für „gehen“ (gaa, lauffe, springe, hase, cheibe, gwaggle, leutsche, rasple, chiere, zottle), und dabei müßte man die Bedeutungs- und Gefühlsschattierungen zu fassen suchen, die jedem einzelnen Ausdruck zukommen. Oder wie wird die Lautgestalt gewisser Wörter „zerspielt“ in unzählige, an alles mögliche angelehnte Spielformen (Waldhängst, Wullhängst, Waldengste, Waldhändsche für die große Waldameise)!

Erst wenn einmal solches und noch vieles andere für die Wissenschaft und für einen weitem Kreis von Sprachfreunden zusammengetragen und fruchtbar gemacht ist, werden wir recht erkennen, was wir am Idiotikon besitzen. Anfänge sind mit einigen bedeutsamen Arbeiten gemacht, aber sehr viel ist noch zu tun.

*

Was aber soll nun neben diesem großen Wörterbuch noch ein weiteres Werk, ein **Sprachatlas**? Er ergänzt das Wörterbuch, das bei all seinem Reichtum doch auch seine Mängel hat und bei weitem nicht die ganze Wirklichkeit der Sprache festzuhalten vermag, nach fünf wichtigen Seiten:

Er gibt ein **l a u t l i c h** sehr genaues Material, das von geschulten Erkundern an Ort und Stelle aufgezeichnet ist, und er trägt weiter vierfacher Gebundenheit der Sprache Rechnung: Einmal der Bindung an die **S a c h e n**, welche durch die Wörter bezeichnet werden. Nur wer die Sachen kennt, kann die Wörter richtig verstehen. Wieso heißt der Radschuh im Bernbiet „Schleipstrog“? Wer bloß die neuere eiserne Form dieses Gerätes kennt, dem sagt das Wort wenig; bekommen wir aber die Fotografie oder Zeichnung eines alten hölzernen Schleipstrogs zu sehen, der geformt ist wie ein kleiner ausgehöhlter Brunnentrog, so leuchtet es uns ganz anders ein! Deshalb wird bei den Aufnahmen für den Atlas nicht nur auf genaue Aufzeichnung der Wörter, sondern ebenso auf genaue Beschreibung der Sachen größtes Gewicht gelegt, und diese wird stets noch durch eine Reihe von Lichtbildern ergänzt.

Weiter — das ist eigentlich der Mittelpunkt der ganzen Sprachatlasmethode — kommt hier die Gebundenheit der Sprache an den **R a u m** zu ihrem Recht. Es wird ein für das ganze Gebiet möglichst gleichmäßiges Material zusammengebracht, welches erlauben wird, Karten anzulegen und zu jedem Aufnahmeort die entsprechende Wortform unmittelbar einzutragen, so daß sich die Verteilung der Lauterscheinungen (schneie / schnye; Läätere / Laatere / Läätere / Leitere / Liitere; Huus / Houus / Huis / Hüüs usw.), der Biegungsformen (zwee Stäi / zwee Steine; mer mached / mer mache usf.), der Wörter (Wääje / Tünne / Flade; Ankelüüre / Ankeruume / Fäule / Gfigg usw.) unmittelbar ablesen lassen.

Sodann wird auf die **S t e l l u n g** d e r **S p r e c h e r** geachtet. An jedem Aufnahmeort werden mindestens zwei Gewährsleute ausgefragt, ein Mann und eine Frau, zwischen denen zudem oft ein größerer Altersunterschied besteht, der sich dann auch in der Sprache spiegelt. In den Städten wird auch darauf ausgegangen, die verschiedenen Gesellschaftsschichten (etwa alte Patrizier, Mittelstand, Arbei-

terstand) sprachlich zu erfassen, wobei gewiß manches Interessante herauskommen wird.

Endlich berücksichtigt der Atlas die Bindung der Sprache an die *Zeit*, das heißt ihren stetigen Wandel, indem er, dessen Aufnahmen in der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne von sechzehn Jahren (1939 bis 1955) beendet sein werden, gleichsam ein Augenblicksbild vom Stand unserer Mundarten um die Jahrhundertmitte gibt (während das, was das Idiotikon als „lebende Mundart“ zusammenfaßt, heute bereits bis hundert Jahre auseinanderliegt). Eine höchst fesselnde Vergleichsmöglichkeit ergäbe sich nun, wenn etwa in fünfzig oder siebzig Jahren wieder ein neuer, entsprechender Atlas erstellt werden könnte!

Aber auch schon für unser Menschenalter wird der Sprachatlas, sobald einmal seine Karten veröffentlicht sind, die Mundartforschung ungemein befruchten und ausweiten. Dann werden wir zum erstenmal genau sehen, wieviel Wirklichkeit hinter Begriffen wie „Zürichdeutsch“ oder „Berndeutsch“ steht, das heißt, inwiefern die Mundart dieser Kantone wirklich in sich einigermaßen einheitlich und nach außen einigermaßen abgegrenzt ist; wir werden sehen, was alles für Erscheinungen das Ost- und das Westschweizerdeutsche voneinander trennen, die Jura-, die Mittelland- und die Alpenmundarten, kurz, wir werden die sprachliche Gliederung, die *Sprachräume* der deutschen Schweiz in einer heute nur geahnten Genauigkeit und Lebendigkeit vor uns sehen. Und aus dem stehenden Bild der Sprachräume wird sich alsbald das bewegte der *Sprachveränderungen* entwickeln; es werden die Kräfte heraustreten, die staatlichen, kulturellen und die der Bodengestalt, welche zum heutigen Stand geführt haben.

*

So bleibt noch viel, unendlich viel zu tun und zu erforschen! Die Arbeit wird uns Sprachforschern nicht ausgehen; wir werden sie um so lieber leisten, als wir unsern Gegenstand, die deutsche Sprache und die schweizerdeutschen Mundarten, nicht nur als Forschungsobjekt interessant finden, sondern lieben und uns in dieser Liebe mit vielen andern, nicht zuletzt mit dem fünfzigjährigen Geburtstagskind, unserm Sprachverein, einig wissen.